

Am Ende der Bilder : Fachleute für die Stadt oder Transformation politisch

Autor(en): **Neitzke, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am Departement Architektur der ETH Zürich**

Band (Jahr): - **(1998)**

Heft 2

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-919317>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Lasst euren Kontrakt in der Tasche
Er wird hier nicht eingehalten. [...]
(Aber das soll euch nicht entmutigen!)“

Bertolt Brecht¹

Peter Neitzke

Am Ende der Bilder: Fachleute für die Stadt oder Transformation politisch

Technische Universität, November 1997. Die gerade mit dem Architekturstudium begonnen haben, untersuchen die funktionale Beziehung zwischen Küche und Essraum, die räumliche von Innen und Aussen, prüfen die (in der Regel) vier Fassaden an Arbeitsmodellen, die grosse Öffnung könnte etwas weiter links sitzen, damit das Bild stimmt. Bilder wie eh und je, Bilder, als warte man auch heute noch auf sie.

Mehrfach im Semester schneit die Prominenz herein, zeigt Dias und erklärt die jeweils letzten Projekte. Weisse Scheiben, weisse Stützen, weisse Rampen: Frankfurt, Ulm, Delft, Barcelona. Ab und wann nach allen Seiten aus dem Lot Geratenes, die Städte reissen sich darum, denn der internationale Tourismus braucht neue Attraktionen: Prag, Bilbao, demnächst Düsseldorf. Auch touristisch weniger Spannendes, dafür aber angeblich Bewährtes signalisierend: vorgeblendete Konvention mit überm Trottoir schwebendem Sockel, Mittelteil und Attika gleichfalls vorgeblendet, verklärte Dürftigkeit vorgefundener Regeln. Berlin, wo sonst.

Bilder nach Vorbildern – nicht anders als vor Jahrzehnten, als Richard Neutras kalifornische Villen mit Spiegelsee und „Natur“, die dank raumhoher, versenkbarer Scheiben bis zum fireplace reichte, Bilder lieferten; als Mies van der Rohes Marmorscheiben, Edelstahlstützen und bronzeprofilbewehrte Curtain Walls oder Le Corbusiers schalungsraue Beton brut-Skulpturen nachgezeichnet wurden. Hollein, Stirling und die anderen lieferten ihre Sachen später ab. Stets randvolle Auditorien. Die Vorstellungen sind bis heute die gleichen geblieben, aber die Verhältnisse sind nicht mehr dieselben.

Der den Studienanfängern assistiert, sagt wie einer von damals und als hätte sich gar nichts geändert: Architekten kümmern sich um Raum, das ist ihre eigentliche

Domäne, sie schaffen Gesamtkunstwerke, sorgfältig geplant, handwerklich von grosser Qualität. Er sagt den Studenten nicht: Schauen Sie sich um, was dort stand, stand keine vierzig Jahre, irgendwann war das Gebäude unbrauchbar, das heisst vor allem: die Rendite stimmt nicht mehr. Er sagt nicht: Handwerkliche Qualität, wie Architekten sie schätzen, gibt es praktisch nicht mehr, nahezu alles, was man braucht, liefert die Industrie, nach unseren Massstäben oft schlechte Ware, mehr bezahlt der Bauherr nicht, die Kosten sind heute das Hauptargument. Er sagt nicht: dass General- und Totalunternehmer auf Architekten mehr und mehr verzichten, auf solche jedenfalls, die Kosten und Termine nicht zu ihrem Hauptanliegen machen. Und er sagt ebenfalls nicht: dass die europäische Wettbewerbsordnung mit dem aus der Industrie übernommenen Prinzip der Präqualifikation (die dort Zertifizierung heisst) kleine und mittelgrosse Büros praktisch aus dem Weg räumt und nur noch Stars und Architekturfabriken beschäftigt.

Und wie alle seine lehrenden Kollegen sagt er etwas weiteres nicht: dass die strukturelle – nicht konjunkturelle – Krise der Bauindustrie ebenso wie die des Architektenberufs unumkehrbar ist, und dass man sie darum als Chance begreifen muss, meinetwegen: als Herausforderung.

Statt die Gegenwart in die Hörsale und Seminarräume zu zitieren, statt den breiter und tiefer werdenden Riss zwischen Gewinnern und Verlierern zu thematisieren, der auch und gerade in denjenigen Ländern und Städten unübersehbar ist, die auf ewig fürs angenehme Leben reserviert zu sein schienen, ist an den Architekturschulen nach wie vor von Bildern die Rede. Bilder – so glatt und dürftig, so menschenleer und wirklichkeitsfern wie die Welt, die sie neben der Welt phantasieren.

Aber für welche Welt? Zeiten der Hochkonjunktur befördern die ohnehin verbreitete Blindheit für alles ausser der eigenen Sache. Muss man an den Ritualen des Berufs, zu denen die Bilderfabrikation gehört, auch noch dann festhalten, wenn sich die Verhältnisse, die Grundlagen des eigenen Geschäfts eingeschlossen, einschneidend und nachprüfbar ändern?

Warum sollte man die Perspektiven einer Disziplin thematisieren, wenn und solange diese selbst sich mit dem Machen von Architektur begnügt? Einer Disziplin, die sich standhaft weigert, die „Grundlagen der Architektur“² neu und radikal zu diskutieren?

Was noch muss in und mit den Städten passieren, damit Architekten aufhören, die unübersehbaren Signale der gesellschaftlichen Krise zu ignorieren oder zu relativieren, oder, wie man es sie gelehrt hat, vorwiegend ästhetisch zu interpretieren? Was, damit sie ihre arbeitsteilige Beschränkung auf das Entwerfen architektonischer Objekte nicht länger als Selbstbeschränkung adeln? Damit sie beginnen, gesellschaftliche Tatsachen endlich auch als ihre Sache anzusehen? Und damit endlich auch die Hochschulen begreifen, dass Fachleute in Sachen Stadt und Gesellschaft gebraucht werden, Architekten, die den traditionellen Horizont der fachlichen Kompetenz durchbrechen?

So paradox es klingen mag: Wer die strukturelle Krise des Architektenberufs ernst nimmt, hat in einem ganz unpathetischen Sinne eine Welt zu gewinnen: politisch zu werden. Lehrt die Entwicklung der Städte nicht, was damit gemeint ist?

Als Architekt politisch zu denken, hiesse, hinter dem Blendwerk retrospektiver städtischer „Bilder“ wie denen des „Planwerks Innenstadt Berlin“³ die reaktionäre Idee

der sozialen und ökonomischen Homogenisierung privatisierter und gesicherter Bezirke zu entdecken und damit die Errichtung von Barrieren gegen die grosse – und wachsende – Menge derer, die am Rande der Gesellschaft zu leben gezwungen sind.

Als Architekt politisch zu denken, hiesse zu begreifen, dass die unendlichen sozialen, ökonomischen und politischen Probleme, die der weltweite Umbau von Wirtschaft und Gesellschaft vor allem in den Städten erzeugt, zum wenigsten mit dem sei es auch modernisierten architektonischen und städtebaulichen Instrumentarium und schon gar nicht mit Entwürfen zu bewältigen sind. Angesichts der Tatsache, dass die politische Klasse zu fast allen grundsätzlichen gesellschaftlichen Fragen nicht nur keine Perspektiven entwickelt, sondern grossenteils nicht einmal Entwicklungen registriert, die höchste Aufmerksamkeit und Eingriffe seitens des Staates erforderten, verstünde seinen Beruf politisch, wer etwa mit Repräsentanten des Kapitals, dessen Lebensinteressen ja unmittelbar von einer Paralyse der Gesellschaft berührt wären, Ideen und Realisierungskonzepte für andere, sei es auch unerprobte Formen der Beherbergung, des Wohnens und Arbeitens überlegt, die auf aktuelle Entwicklungen reagieren, und Bautypen ersinnt, die gesellschaftlicher Entwicklung Raum geben. Mit anderen Worten: wer ästhetische Fragen unter der Voraussetzung erörtert, den gesellschaftlichen Bedarf an und den sozialen Gebrauch von Gebäuden nicht länger anderen zu überlassen. Grundstücksakquisiteure, Immobilienverkäufer und PR-Agenten in eigener Sache sind Architekten vielfach schon heute, warum sollte der Schritt zu weiterreichenden gesellschaftspolitisch wirksamen Aktivitäten Schwierigkeiten bereiten – zumal dann, wenn man sich davon die Rettung der eigenen Berufstätigkeit verspricht.

Auch im Hinblick darauf, den Rang zurückzugewinnen, den einige von ihnen einmal fraglos für sich reklamieren durften, könnten Architekten wieder so etwas wie Visionäre des Realen sein, wenn sie sich in öffentliche Angelegenheiten mischten und, mit Brecht zu reden, *Vorschläge* machten – für Städte, die im Vergleich zu allen bisherigen, anscheinend unumstößlichen Regeln und Gesetzen der sogenannten Marktgesellschaft auf den Kopf gestellten Organisationsformen des gesellschaftlichen Lebens und Arbeitens offen sein müssten. Vorschläge einer Größenordnung und Reichweite allerdings, welche die Aufkündigung der Selbstbeschränkung wie der traditionell gepflegten Eitelkeit ebenso voraussetzen wie die Einsicht, dass sich neue Perspektiven nur kooperativ entwickeln lassen.

Der Weg aus der strukturellen Krise des Architektenberufs kann nur ein politischer sein. Wer darüber anders denkt, sei daran erinnert, dass auch Massschneider lange geglaubt haben, dass man auf sie kaum je würde verzichten können – eine Selbsteinschätzung, die die Textilindustrie schnell und zügig zunichte machte.

Ich schlage darum vor, Luigi Snozzis Warnung ernstzunehmen: „Solange die Architekten fortfahren, nur unter sich zu sprechen und ihre Rolle als Intellektuelle nicht wahrzunehmen, sehe ich keinen Grund zur Hoffnung für unser Fach.“⁴ Als Intellektuelle heisst: als Menschen, die die Gesellschaft nicht nur als Ort ihrer Geschäftstätigkeit benützen und ihr im übrigen den Rücken kehren, sondern sie vielmehr als Reflexionsgebiet und Arbeitsort begreifen.

Wer sich entsinnt, dass der Westen nach dem Zusammenbruch des real genannten Sozialismus das unerwartete Abhandenkommen des politischen Gegners als Triumph des marktwirtschaftlichen Systems feierte,

entdeckt inzwischen im Lager der „Sieger“ die unterschiedlichsten Parteien. Bei einer kaum als Minderheit einzuschätzenden Gruppe beginnt selbstgerechte Gewissheit offenem Zweifel und entschiedener Kritik zu weichen. Wo die Raserei der Bereicherung⁵ aus Menschen lächelnde Wölfe macht und Städte in von Architekten mit glänzenden Bildern verstellte Wüsten verwandelt, kann es zur wichtigsten Sache werden, dem entsetzlichen Gang der Dinge in den Weg zu treten.

Anmerkungen:

- 1 Aus einem Lesebuch für Städtebewohner (um 1926). *Gesammelte Gedichte*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1967, S. 275
- 2 Unter den unter diesem Themenschwerpunkt in Heft 11/1997 der BDA-Zeitschrift *Der Architekt* versammelten Beiträgen beschäftigt sich kein einziger mit der Krise des Berufs. Das Thema „Zukunft der Architekten?“ hielt die überwältigende Mehrheit der Besucher des Deutschen Architektentags (Berlin, Juni 1997) für nicht sonderlich attraktiv.
- 3 Vgl. die diesem Thema gewidmeten Beiträge in: *CENTRUM. Jahrbuch Architektur und Stadt 1997 - 1998*
- 4 Luigi Snozzi, zit. nach *CENTRUM. Jahrbuch Architektur und Stadt 1995*, vierte Umschlagseite
- 5 Vgl. meinen Beitrag in *CENTRUM. Jahrbuch Architektur und Stadt 1997 - 1998*, S. 13ff